
Heimatblätter aus der Bornaer Pflege

Der Bauernstand

Heft 6

Heimatblätter aus der Bornaer Pflege

Der Bauernstand

Inhalt

Inhalt	3
Ein Blick aus der Sicht der 1930er-Jahre	5
Über dies Heft	5
Vom Webersohn zum Rittergutsherrn	6
Die Befreiung des Bauernstandes	10
Ernte in der Bornaer und Altenburger Gegend.....	14
Von bäuerlichen Sitten und Gebräuchen im Jahreslaufe	18
Die Friesensche Gartendirektion in Rötha	23
Die Saatgutzüchtereie in Trautzschen	25
Die Sahliser Schweinezucht.....	27
Vom Dreschen	29

Ein Blick aus der Sicht der 1930er-Jahre

Zwischen 1926 und 1931 sind 6 Hefte der „Heimatblätter aus der Bornaer Pflege“ von der Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde der Bezirkslehrervereine Borna und Groitzsch-Pegau verfasst und herausgegeben worden. Sie sollten großen und kleinen Leuten in der Bornaer Pflege helfen, den Blick für ihre Umgebung zu schärfen, um ihnen so die Heimat immer lieber und vertrauter zu machen.

Die Schulen der alten Amtshauptmannschaft Borna verfügten jeweils über einen Klassensatz aller Hefte und diese wurden teilweise bis 1950 im Unterricht verwendet.

Es ist der Verdienst der Lehrer und Heimatforscher Liebig, Petermann, Rupert und Weber, dass es zur Herausgabe dieser Reihe kam. In den Heften werden die historische Vergangenheit, Volkskunde und Volkswirtschaft unserer Region aus der Sicht der zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts vorgestellt.

Über dies Heft

Das späte 19. und das 20. Jahrhundert war das Zeitalter der Industrialisierung. Doch es gab auch bemerkenswerte Ansätze, um Landwirtschaft und Gewerbe zu verändern. Aus dieser Sicht verdienen die Erzählungen im letzten Heft der Reihe besonderes Augenmerk, da sie noch für unsere heutige Zeit manche Anregung beinhalten.

Vom Webersohn zum Rittergutsherrn

Ursprünglich hieß er nur Johann Christian Schubart. Der Beiname „von Kleefeld“ ist ein Ehrenname, eine Adelsname, den er erst später vom Kaiser in Wien erhielt. Seiner Tüchtigkeit wegen wurde ihm 1851 ein Denkmal gesetzt, nicht weit von unserer Landesgrenze im oberen Schnaudertale bei dem Dorfe Würchwitz, südwestlich von Meuselwitz gelegen.

*An der hohen Säule steht:
J. C. H. Schubart,
Edlem
von dem Kleefelde,
geb. 1734 gest. 1787
dem Verbreiter des Kleebaues,
dem Begründer der Stallfütterung.*

Johann Christian Schubart wurde am 24. Februar 1734 in Zeitz geboren. Sein Vater war dort Bürger, Zeug-, Leinen- und Wollweber, sowie auch Kramer der mit Schnitt- und Materialwaren handelte. Die Mutter stammte aus unserer Bezirksstadt Borna und war die Tochter des Bauern Jakob Reichelt in Wenigborna. Im November 1732 waren beide in der Stadtkirche zu Borna getraut worden.

Der junge Johann Christian Schubart war ein stiller Knabe, der leicht lernte, was die Schule ihm bot und große Sorgfalt auf eine gute Handschrift legte. Bald war er so weit, daß er kleinere Kinder im Lesen und Schreiben unterrichten und Geburts- und Lehrbriefe mit besonderer Zierlichkeit anfertigen konnte, womit er sich sein erstes Geld verdiente.

Der Vater wollte aus ihm einen Zeug- und Leineweber machen. Der Knabe lernte auch beim Vater aus, ging dann aber als Schreiber zu einem Justizamtmann Tischer in Zeitz, schrieb dem Alten, machte den Laufjungen, klopfte und büstete seines Herrn Kleider und putzte die hohen Stiefel mit den silbernen Sporen, was damals keine leichte Arbeit war.

Nach zwei Jahren verließ er Zeitz und wurde Schreiber in Lauchstädt und Rammelburg im Harz. Durch seinen Rammelburger Herrn, einen Justizamtmann Schrell, kam er zur Michaelismesse 1751 nach Leipzig. Hier blieb er, von Schreibearbeit lebend, die er für einen Rechtsanwalt und für Studenten verrichtete, wobei er viel lernte.

Was er aber damit verdiente, war zu wenig, um auskommen zu können. Er schrieb deshalb eigenhändig ein Gesuch um Arbeit und heftete es am Leipziger Rathause an. Es brachte ihm Glück; denn es war gerade die Zeit der Ostermesse 1752, und viele Kaufleute aus nah und fern weilten in Leipzig, gingen im Rathause ein und aus und lasen das Gesuch. Die wunderschöne Handschrift veranlaßte einen schlesischen Kaufmann namens Seltmann, ihn als Schreiber in seine Vaterstadt Hirschberg mitzunehmen.

Hirschberg beschäftigte ihn nur ein Jahr. Sein nächstes Ziel war Wien, die Kaiserstadt. Am Tage vor Ostern 1753 kam er mit vier Dukaten in der Tasche dort an und erhielt wieder eine Schreiberstelle. Aber sie beschäftigte ihn nicht völlig. Es blieb ihm noch viel freie Zeit, die er benutzte, um für einen anderen Herrn zu schreiben, der für die Kaiserin Maria Theresia Auszüge aus Bittschriften zu machen hatte. Schubart machte die Arbeiten in der ihm eigenen sauberen Schrift und erregte dadurch die Aufmerksamkeit der Kaiserin. Sie bot ihm eine feste Stellung an, wenn er seinen Glauben wechsele und aus der evangelisch-lutherischen in die katholische Kirche übertreten würde.

Was nun machen? Im Alter von 19 Jahren winkte ihm die erste dauernde, ehrenvolle Stellung! Zum anderen Glauben übertreten mochte er jedoch nicht, und so lehnte er denn das kaiserliche Angebot ab und kehrte nach einiger Zeit nach Hirschberg in Schlesien zurück.

Hier herrschte in dieser Zeit gerade lebhaftes Kriegstreiben; denn der siebenjährige Krieg war ausgebrochen und die Preußen hatten Schlesien besetzt. Schubart lernte dadurch viele preußische Offiziere kennen und trat schließlich als Sekretär in die Dienste zweier preußischen Generale, der Herren von Thadden und Werner. Mit diesen erlebte er die Belagerung Breslaus und ein hitziges Gefecht bei Treptow in Pommern gegen die Russen, die Kolberg belagerten. General Werner wurde dabei gefangen, während Schubart sich mit Mühe noch retten konnte. Er verlor aber seine ganze Habe und besaß nur noch das, was er auf dem Leibe trug.

Völlig mittellos wandte er sich nun nach Berlin und lebte hier eine Zeitlang von der Güte mildtätiger Leute. Bald jedoch übernahm er wieder eine feste Stelle: der Herzog von Braunschweig berief ihn als königlich großbritannischen Kriegs- und Marschkommissar seiner englischen Hilfstruppen nach Hildesheim. Um die Stellung einnehmen zu können, mußte er schnell noch die englische Sprache lernen. Mit Eifer ging er an diese Arbeiten; und in sechs Wochen war er soweit, die fremden Laute verstehen und sprechen zu können. Nach dem Friedensschluß im Jahre 1763 reiste er mehrere Jahre durch Europa, war zweimal in London, besuchte Rußland, Schweden, Dänemark, Holland, die Schweiz und Italien und durchstreifte Deutschland nach mehreren Richtungen. Dabei hätte er beinahe sein Leben eingebüßt, als er im Februar 1765 bei Tauwetter von Nyeburg in Schweden nach Seeland übersetzen wollte.

1768 kehrte er in seine Heimat zurück und verheiratete sich 1769 mit der Tochter eines reichen Kaufmanns in Leipzig, die ihm 80 000 Taler in die Ehe brachte, ein ansehnliches Vermögen, das er zum Ankauf eines Bauerngutes in Würchwitz verwendete. Schubart, der ehemalige Weberlehrling, Schreiber, Sekretär und Kommissar, wurde nun Landwirt.

Da galt es von neuem zu lernen; denn bisher hatte er sich nur wenig um die Landwirtschaft kümmern können. Fürs erste legte er sich an einer bisher unbenutzt gebliebenen Stelle einen prächtigen Garten an, bestellte Blumen in Holland, das er ja früher bereist hatte, baute ein schönes Garten- und Treibhaus und ließ einen Springbrunnen spielen. Nachdem er vom Gartenbau gelernt hatte, ging er zum Feldbau über und merkte hier, je mehr er sich in die Arbeit des Landmannes vertiefte, die Mängel der damaligen Wirtschaftsweise.

Am meisten störten ihn die weiten Flächen der Flur, die unbebaut liegen zu bleiben hatten, weil das Vieh Sommer wie Winter ausgetrieben wurde und im Freien fressen mußte. Mai bis August lag ein Drittel der Flur brach, die übrigen Monate zwei Drittel. Man mußte auch im Winter das Vieh austreiben, da man den Tieren sonst wenig oder nichts zu geben hatte: etwas weiße Rüben, Möhren, Kraut und Erdbirnen, von allem aber nicht viel, weil durch das häufige Austreiben der Mist verloren ging und die Felder nur mangelhaft gedüngt werden konnten. War die Witterung so ungünstig, daß das Vieh nicht hinaus konnte, mußten es mit Stroh und aufgebühter Spreu vorlieb nehmen. Wurde es aber ausgetrieben, dann kam es meist hungrier als vorher in die Ställe zurück, weil das Wenige oft schon abgehütet war. Ängstlich wartete man alljährlich auf das kommende Frühjahr, und schon, wenn das Gras kaum daumenhoch war, trieb man die Tiere wieder hinaus. Dazu kam, daß die Bauern ihre Flur dem Rittergutsschäfer mit überlassen mußten. Unter solchen Umständen sahen die Kühe aus wie die mageren Rinder, die einst Pharaon im Traum gesehen hatte. Zwanzig Kühe gaben damals kaum soviel Milch wie später vier, die gutes Futter vollauf bekommen konnten. Der Ertrag an Milch, Butter und Käse war gering, und Schlachtkühe gab es im Winter und Frühjahr überhaupt nicht.

Da entsann sich Johann Christian Schubart, bei seinen Reisen durch die Pfalz und die Schweiz Kleefütterung und schönes Vieh in den Ställen gesehen zu haben. Warum, so schloß er, sollte nicht auch hier in Würchwitz der Klee gedeihen? Um vorwärts zu kommen, schrieb er sofort an einen Freund in der Schweiz und ließ sich Kleesamen schicken. Da er aber keine Kopfkleesaat, sondern Luzernensamen bekam, hatte er im ersten Jahre wenig Erfolg. Schubart überlegte und suchte nach der Ursache des Mißlingens und meinte, der Boden sei nicht gepflegt genug. Um ihn zu bessern, fuhr er nach Wethau bei Naumburg und holte von dort Gipssteine, die in Würchwitz zerstampft und zermahlen und dann als Pulver auf die Felder gestreut wurden. Der rechte Erfolg wurde ihm aber erst mit dem Anbau des Kopfklees und der Runkelrübe. Dadurch kam er in die Lage, sein Vieh reichlich füttern, große Fuder in die Scheune fahren und obendrein noch bedeutende Mengen dörren und als Kleeheu aufbewahren zu können. Damit war ihm klar geworden: weg mit den

vielen Brachfeldern, baut Klee an, laßt die Kühe im Stalle und füttert sie dort! Er zeigte den Bauern, daß man ohne Hutung auskommen konnte. Sein Vieh, das beste in der ganzen Umgebung, war der deutlichste Beweis dafür, daß er sich mit seiner Wirtschaftsart auf dem richtigen Wege befand.

Schubart wurde berühmt, und sein Ruhm verbreitete sich bald über ganz Deutschland und über Deutschlands Grenzen hinaus. Kaiser Joseph II. in Wien, auf die Stallfütterung aufmerksam gemacht, veranlaßte seine österreichischen Bauern, nach Schubarts Grundsätzen zu handeln; die Kaiserin Katharina II. von Rußland begeisterte sich für Schubarts Arbeit und wollte ihn für ihr Land gewinnen; der Herzog von Koburg erbat von Schubart Ratschläge für die Bewirtschaftung seines Landes; die Herzöge von Anhalt-Dessau, von Anhalt-Köthen und von Holstein-Beck lernten von Schubart, indem sie selbst sein Gut in Würchwitz aufsuchten, um seine Arbeit an Ort und Stelle zu prüfen, oder schickten Fachleute dahin; der Herzog von Weimar kaufte ein Gut, das ganz nach Schubarts Art bewirtschaftet wurde; auch der Amtmann zu Borna und Pegau, Herr Tobias Gottlob Hönel, der Zeitzer Stiftsamtmann Johann Carl Tischer, zwei Luckaer, der Hoffaktor Tobias Querner und Gottlob Leberecht Amende, und sogar Landwirte aus Ostfriesland, Danzig und Ostpreußen waren Schubarts Gäste.

1784 lud ihn der Kaiser in Wien nach seiner Hauptstadt ein, adelte ihn und verlieh ihm den Beinamen „Edler von Kleefeld“. So war aus dem einfachen Weberssohn ein Ritter geworden.

Bereits 1787 starb er und wurde auf seinem zweiten Gute Pobles begraben.

Sein Leib ist nun schon lange dahin, aber was er die Landwirtschaft gelehrt, das lebt noch heute, und 1934 wird man seinen 200sten Geburtstag feiern können.

Die Befreiung des Bauernstandes

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wollte sich der Bauer, von Verzweiflung erfaßt, selbst befreien, ein Vorhaben, das durchaus verständlich erscheint. Die Ernten der Jahre 1789 und 1790 waren ungünstig ausgefallen, schon die Saaten hatten infolge des zahlreichen Wildes schwer zu leiden gehabt; der Sommer von 1790 hatte so große Trockenheit gebracht, daß die verdorrten Wiesen nur geringe Erträge ergaben, und trotzdem sollte der Landmann, genau wie in besseren Jahren, zinsen und fronen. Da kam er in seiner Not auf Gedanken der Selbsthilfe. Die Scheu vor Gewalttätigkeiten besiegte er mit Scheingründen. Er meinte, Kurfürst Friedrich August, dessen Milde bekannt war, wisse nichts von seinem Elend; auch nahm er an, vom Militär, das aus Landeskindern bestand, die meist selber Bauern gewesen, nichts befürchten zu müssen. Weiter las er die Bauernzeitung eifrig, die Nachrichten über die Umwälzung in Frankreich verbreitete, und endlich hörte er auch auf Leute, die das schwelende Feuer geflissentlich schürten.

Im August 1790 - die Getreideernte war noch nicht überall beendet - loderten die Flammen des Aufruhrs hoch empor. Die Bauern von Peschwitz und Schleinitz waren wegen großer Härte ihrer Herrschaft derartig aufgebracht, daß sie sich weigerten, Hand- und Spanndienste zu leisten, und die Bauern von Churschütz, Poitzitz und Krepta verjagten die Rittergutsschäfer samt seiner Herde von ihren Fluren. Die Umgebung schloß sich dem Vorgehen an, und in kurzer Zeit geriet das weite Gebiet zwischen Lommatzsch, Riesa, Großenhain, Meißen, Wilsdruff, Nossen, Roßwein, Döbeln, Mügeln und Dahlen in hellen Brand. Wer sich der Bewegung fernhalten wollte, wurde durch Drohungen zum Anschluß gezwungen.

Auch in den Ämtern Rochlitz und Borna erhoben sich die Landleute gegen ihre Herren. Hatten sie sich erst meist nur gegen das Recht der Schafhütung aufgelehnt, so sagten sie sich bald von allen Dienstplichten los. Zuweilen geschah es in höflicher Form: „Wir hören, daß sich die Bauern an vielen Orten von ihren herrschaftlichen Diensten frei machen; der gnädige Herr wird es uns deshalb nicht verargen, wenn auch wir nicht mehr zu Hofe kommen; denn was dem einen recht ist, das ist dem andern billig.“ Meist aber erfolgte die Ankündigung unter Lärm und Geschrei. In manchen Dörfern wurde die Herrschaft durch Drohreden und Mißhandlungen veranlaßt, die Aufhebung der Fronen schriftlich zu bestätigen.

Die Gutsherren oder ihre Beamten, die in vielen Fällen von dem Ausbruch der Unruhen überrascht waren, sahen mit Bestürzung das Treiben ihrer Eingesessenen. Anfangs wandten sie, natürlich erfolglos, Zwangsmittel an: Geldstrafen blieben

unbezahlt, und Häftlinge wurden befreit. Mancher adelige Herr verließ heimlich seinen Hof.

Die Regierung in Dresden nahm den Aufruhr zunächst nicht ernst; erst als sie feststellen mußte, daß die Erregung wuchs, griff sie scharf zu. Militär wurde eingesetzt, und eine besondere Abordnung unter Führung des Vizekanzlers von Burgsdorf ging ins Aufstandsgebiet ab. Jede Gemeinde wurde herbeigerufen oder durch Reiter geholt. Darauf machte man die Leute auf das Unrecht ihres Vorgehens aufmerksam, las ihnen die landesherrliche Verordnung vor, die den Ruhestörern harte Strafen androhte, nahm ihnen die vom Rittergutsherrn erzwungene Bescheinigung des Erlasses von Dienstleistungen ab und verpflichtete sie durch Handschlag, sich fernerhin als getreue Untertanen zu zeigen. Die Führer aber wurden mitgenommen.

Die bei aller Festigkeit doch milde und menschfreundliche Art des Vizekanzlers im Verkehr mit den Bauern, die Nähe des Militärs und der Einfluß der jetzt wieder an Ansehen gewinnenden besonnenen Elemente unter den Dorfgenossen bewirkten, daß sich die Wogen der Empörung allenthalben schnell glätteten. Am 5. September schon konnte die Abordnung dem Landesherrn melden, daß die Ordnung überall wieder hergestellt sei. Gegen 200 Personen freilich büßten ihre Unbesonnenheit mit Gefängnisstrafen, wurden aber schon im nächsten Jahre begnadigt.

Diejenigen Bauern, die sich trotz mannigfacher Mißhandlung nicht am Aufstande beteiligt hatten, erhielten goldene Denkmünzen im Werte von 12 Dukaten und außerdem Geldbelohnungen in Höhe von 40-60 Talern, wie die Richter Weiseke in Frauendorf und Beyer in Oberfrankenhain. Andere wurden mit einem Betrage von 20-40 Talern belohnt.

So war der Versuch, durch Selbsthilfe das harte Geschick zu wenden, kläglich gescheitert. Wohl wurden nun die Kreis- und die Amtshauptleute aufgefordert, dahin zu wirken, daß durch gütliche Vereinbarung die Hut- und Tristgerechtigkeit soviel wie möglich aufgehoben werde, und die Gerichtsverwalter erhielten Anweisung, Vorschläge über Befreiung von Diensten und Lasten einzureichen. Im großen und ganzen aber blieb noch vier Jahrzehnte lang alles beim alten, da der Kurfürst in seiner Gerechtigkeitsliebe nicht wollte, daß bestehende Rechte verkürzt würden.

Die Stunde der Befreiung schlug im Jahre 1832, und mehrere Ursachen waren es, die den Umschwung der Verhältnisse herbeiführten. Natürlich haben die Bauern zunächst selbst daraufzu gearbeitet. Soviel sie konnten suchten sie sich der drückenden Fesseln zu entledigen. Ihre Naturalleistung en waren mangelhaft und nur bei schärfster Beaufsichtigung vollständig. Für den Gutsherrn war das geringwertigste Getreide und das dürrtigste Vieh („Mager wie ein Zinshuhn“) immer noch gut genug. Die Fronarbeiten wurden unwillig und langsam verrichtet, und das Zugvieh schonte man auf alle Weise. Das Zwangsgesinde zeigte sich träge und aufsässig, und die Klagen über Widerspenstigkeit der Knechte und Mägde wollten nie verstimmen. Arbeiten, die, weil früher nicht üblich, im Erbregerister nicht

besonders verzeichnet waren, wie solche auf Klee, Rüben- und Kartoffelfeldern, wurden verweigert, wenn die Herrschaft nicht besonderen Lohn dafür zusagte.

Aber auch die Gutsherren selbst wünschten eine Änderung der bestehenden Zustände, wozu die Unzuträglichkeiten und die nie endenden Prozesse mit den Hintersassen, der Ärger über das Gesinde und Erkenntnis vom wahren Werte der bäuerlichen Dienstleistungen wesentlich beitrugen. Mancher Rittergutsbesitzer hatte daher schon von selbst die bisherigen Naturalabgaben seiner Bauern in Geldgefälle umgewandelt und sich wohl dabei befunden.

Das Hauptverdienst um die Befreiung des Bauernstandes gebührt jedoch der Landesregierung, die die Unhaltbarkeit der Verhältnisse klar erkannte. In der Tat war es nicht zu rechtfertigen, wenn die Gemengelage den Landmann zwang, bei der Feldarbeit unnötig weite Wege zu machen, eine Menge überflüssiger Grenzsteine zu setzen und zahlreiche Feldraine liegen zu lassen; wenn der Flurzwang jeden Fortschritt in der Landwirtschaft verhinderte; wenn die Triftgerechtigkeit die rechtzeitige Bestellung der Felder und die Vermehrung des Ackerbodens verbot; wenn die lästige Kontrolle zur Erntezeit (wegen Festsetzung des Zehnten an die Kirche) die Arbeit aufhielt und das reife Getreide der Gefahr ungünstiger Witterung aussetzte; wenn endlich der Grundherr sein Erbrecht (Besthaupt) beim Tode eines Bauern geltend machte, wo bei den Hinterbliebenen infolge des Abganges des Familienhauptes schon ohnehin Not genug herrschte.

Im Jahre 1824 beantragte die Ritterschaft im Landtage die Aufstellung bestimmter Grundsätze bei freiwilliger Ablösung bäuerlicher Dienste und Fronen, worauf der Landesherr einige hohe Beamte mit der Bearbeitung eines Gesetzes über die Gemeinheitsteilungen und Ablösungen beauftragte. Das Ergebnis dieser Arbeit wurde dem Geheimen Rate vorgelegt, der auch über die Schaffung einer Ablösungsbank beriet. Der Landtag von 1830/31 erklärte sich mit allen Vorschlägen einverstanden, und am 17. März 1832 wurden die beiden neuen Gesetze veröffentlicht, die nun Rechtskraft erlangt hatten, das eine über Ablösungen und Gemeinheitsteilungen, das andere über Errichtung der Landrentenbank. Wie die Einleitung dazu selbst sagte, beruhten die neuen Bestimmungen auf zwei Grundsätzen: 1. Erworbene Rechte dürfen nicht ohne Entschädigung wegfallen, 2. Rücksichten der Billigkeit verlangen aber, daß den Verpflichteten nicht unerschwingliche Entschädigungen angesonnen werden.

Die Neuordnung der Dinge war für die gesamte Landwirtschaft von außerordentlich wohlthätigen Folgen begleitet. Alle Dienste und Fronen, alle Naturalleistungen und Dienstbarkeiten sollten durch Geldentschädigungen an die Berechtigten abgelöst werden können, und der Gesindezwangsdienst sollte in spätestens vier Jahren beseitigt sein. Flurzwang und Triftgerechtigkeit fielen, und Grundstücke durften zusammengelegt werden. Ein bedeutender Fortschritt!

Wollte sich der Bauer nun von allen seinen Verpflichtungen gegen den Grundherrn befreien, so brauchte er Geld. Es waren aber die wenigsten in der glücklichen Lage,

so viel zu besitzen, wie nötig war. Da schlug sich die Landrentenbank ins Mittel. Sie beschaffte die Kapitalien, die die Rittergüter brauchten, um ohne Schaden aus der Grundentlastung hervorzugehen und ihren gesamten Wirtschaftsbetrieb umzugestalten, Zugvieh und Inventar anschaffen, Gesinde mieten, Stallungen und Scheunen bauen zu können. Die Bank gab aber weniger Geld, als vielmehr Wertpapiere, Landrentenbriefe genannt, deren Verzinsung der Staat gewährleistete. Es stand dem Empfänger frei, entweder die Zinsen (zu $1/8$ %) zu erheben oder die Papiere zur Beschaffung von Kapitalien zu veräußern.

Der Bauer, der die Vermittelung der Landrentenbank beanspruchte, zahlte an sie die Zinsen des Kapitals (zu 4 %), das er brauchte, unter dem Namen von Landrenten. Der Unterschied von $2/8$ % diente zur Tilgung des Kapitals. Ein Beispiel möge die Sache erläutern: Die mit der Ausführung der Ablösungsgeschäfte beauftragte staatliche Sonderabordnung hatte festgestellt, daß Bauer A dem Gutsherrn B ein Kapital von 3000 Mark zu zahlen habe. Da er diese Summe nicht beschaffen kann, borgt er sie von der Landrentenbank, die sie dem Gutsherrn B in Gestalt von Rentenbriefen übergibt. A zahlt dafür an die Bank jährlich 120 Mark Zinsen (Renten); $2/8$ %, also 20 Mark, hat er zuviel entrichtet. Um diesen Betrag verringert sich im nächsten Jahre seine Kapitalschuld, die bei fortgesetzter Zahlung natürlich jedes Jahr (in steigendem Maße!) abnimmt, bis nach 55 Jahren vollständige Tilgung eingetreten ist. Bis zu diesem Zeitpunkte waren die Landrenten durch Eintragung in die Gerichtsbücher für die Bank sichergestellt.

Am 1. Januar 1834, am gleichen Tage mit dem preußisch-deutschen Zollverein, trat die Landrentenbank in Wirksamkeit; insgesamt wurden ihr 454716 Renten mit einem Jahresbetrage von 3 427 538 Mark, der einem Kapitalwerte von 85 688 465 Mark entspricht, überwiesen. Die Berechtigten erhielten 91 558 Stück Landrentenbriefe im Werte von 83 585 925 Mark, den Rest von 2 102 540 Mark in bar.

Sachsen war einer der ersten deutschen Staaten, wo die Befreiung des Bauernstandes in die Wege geleitet wurde. Eine Landrentenbank gab es nur hier. Sie wurde allenthalben zum Muster genommen, als auch die übrigen deutschen Länder an die Lösung der Grundentlastungsfrage gingen.

Das Gesetz von 1832 bedeutete für Sachsen nichts mehr und nichts weniger als die Lösung der sozialen Frage. Sie war glänzend gelungen. Niemand war geschädigt worden, und alle Beteiligten waren zufrieden. Als bald zeigten sich die segensreichen Folgen im ganzen Lande. Die Landwirtschaft, von allen Fesseln befreit, gelangte zu großer Blüte. In Dankbarkeit gedachte der Landmann lange Zeit der Staatsregierung, die so Großes geleistet hatte.

Ernte in der Bornaer und Altenburger Gegend

Prof. Mogk sagt in der Sächsischen Volkskunde: „In Sitten und Gebäuchen unseres Volkes spiegelt sich sein ganzes Sinnen und Trachten, seine Dankbarkeit gegen Gott und Mitmenschen, seine Freude, sein Glauben, sein Hoffen. Diese Sitten und Gebräuche sind nicht von heute und gestern, sie haben sich zum Teil seit grauer Vorzeit von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt, sie sind dem Kinde das Erbteil der Vater, dem Mann eine heilige Pflicht gegen die Vorfahren...“

Er hat recht, was sich besonders bei der Betrachtung der Erntebräuche zeigt.

1. Das Scheunebauen

Im Borna-Altenburger Kreise sind noch heute vereinzelt abgeerntete Roggenfelder zu sehen, die „eine Scheune“ zeigen. Die Schnitter lassen in einer Ecke in einem Quadrat von etwa 60 cm Seitenlänge die Halme stehen, binden diese oben zusammen und stopfen das so entstandene Dach mit Gras und Stoppeln aus. Schon am frühen Morgen hat die Bäuerin aus ihrem Hausgärtchen bunte Sommerblumen zum Strauß geholt. Diesen binden dann die Schnitterinnen oben auf „die Scheune“. Wie die noch lebenden Alten erzählen, baute man früher eine solche Scheune auf jedes Getreidefeld, ganz gleich mit welcher Frucht es bebaut war; heute übt man diesen Brauch nur noch hier und da beim letzten Stück Roggen, das gemäht wird.

Welcher Sinn mag dieser Sitte zugrunde liegen? Alte Bauern beantworten die Frage kurz dahin: "Die Scheune auf dem Felde bringt uns im nächsten Jahre wieder eine reiche Ernte." Sicher sagt diese Deutung nicht den ursprünglichen Sinn des Brauches. Es steht fest, daß er sehr alt ist. Manche Volkskundler glauben in dem Stehenlassen der letzten Ähren eine altgermanische religiöse Sitte zu sehen: Der Bauer wollt den Göttern ein Opfer bringen.

2. Der Erntekranz

In früheren Zeiten verlief die Erntearbeit ruhiger. Oft hörte man aus dem Munde alter Landwirte die Redensart: „Nehmt euch Zeit! Es ist noch in keinem Jahre etwas auf dem Felde geblieben.“ Hasten und jagen war den Leuten fremd. Die Schnitter und Schnitterinnen fanden noch vor wenig Jahren Zeit, ihre Sensen und Rechen mit Blumensträußen zu schmücken, bevor sie zum ersten Schnitt hinaus aufs Feld zogen. Und nun der Erntekranz! Er war und ist noch heute eine Angelegenheit aller, die bei der Einbringung der Erntegeholfen haben. Aus Ähren wurde er gebunden

und mit Bändern geschmückt. Die bunten Bänder sind freilich verschwunden. Geschäftstüchtige Buchbinder machen sich die Hast der Zeit zu nutze und stellen in Massen riesige Papierschleifen her, die mit gepreßten Spitzen verziert und mit Liedern, die den Dank gegen Gott ausdrücken sollen, bedruckt sind. Am Erntefestmorgen überreicht, wie schon früher, das Gesinde dem Gutsbesitzer den Erntekranz. Die Leute bekommen ihr Erntegeschenk, und der Kranz wird in dem Hausflur aufgehängt, wo er ein Jahr lang seinen Platz behält.

Welcher Sinn birgt sich dahinter? "Der Bauer will Gott für die Ernte danken." Die Sprüche auf den Schleifen könnten diese Ansicht bestätigen. Jedoch der wahre Sachverhalt ist ganz anders. Die Menschen alter Zeiten fühlten deutlich ihre Ohnmacht den Naturgewalten gegenüber und suchten sich daher zu schützen. So war also der Erntekranz im Hause ein Schutzmittel gegen Feuer und Krankheit.

Kommt im nächsten Jahre das erste Fuder Getreide in die Scheune, so holt ein Knecht den alten Erntekranz aus dem Wohnhaus herüber und legt ihn unten in die Banse. Und nun werden die Garben daraufgeschichtet. Immer wieder hört man im Hofe die Frage: „Habt ihr den Erntekranz mit eingebanst?“ Erkundigt man sich, warum diesem Umstande so großer Wert beigelegt wird, so erhält man überall dieselbe Antwort: „Damit sich nicht so viele Mäuse in der Scheune aufhalten und die Körner zernagen.“

3. Das Anbinden

Erntezeit ist durstige Zeit. Viele Landleute schicken darum ein Faß Erntebier mit aufs Feld. Aber der Durst scheint unstillbar zu sein. Zahlreiche Sitten und Bräuche beweisen das. Häufig geschieht es, daß ein Fremder auf das Feld kommt, um mit dem Besitzer zu sprechen. Kaum hat er den Acker betreten, so geht eine Magd auf ihn zu und bindet ihm mit ihren sonnengebräunten Händen ein Band aus Stroh um den Arm, dabei das Verschen sagend:

„Ich binde Sie an in Ehren,
Sie werden mir's doch nicht wehren,
nicht zu locker und nicht zu feste:
Ich wünsche Ihnen das Allerbeste.“

Der Stadtherr weiß natürlich nicht, wie ihm geschieht; befragt er sich beim Hofherren, so muß er erfahren, daß er eine Runde Bier an alle Ernteleute zu geben hat und mit einem Taler „alles gemacht“ ist.

Häufig kommt es vor, daß wegen Platzmangels in den Scheunen eine Stroh- oder Getreidefeime auf dem Felde errichtet wird. Mit allerlei Listen werden nun Vorübergehende aufgefordert, mittels einer Leiter einmal auf die Feime

hinaufzusteigen. Oben angekommen, erhält der Ahnungslose ein Strohband an den Arm, der angeführte Vers fehlt dabei natürlich nicht, und nun heißt es nur noch: Bezahlen! Dasselbe Los teilen alle, die beim Einfahren des Getreides unbefugt die Bansen betreten.

Noch in anderer Form suchen sich die Erntearbeiter einige Runden Bier zu sichern, die dann am Erntefest getrunken werden. Beim Aufladen des Getreides unterscheidet man die Lader und die Langer. Diese reichen mit Gabeln die Garben auf den Wagen, jene legen die Garben auf den rechten Platz. Häufig kommt es vor, daß sich die Gabel fest versichert; schnell sucht sie nun der Lader dem Langer aus den Händen zu ziehen. Gelingt der Scherz, so muß der Langer sein Ungeschick am Erntefest mit einer Runde Bier büßen. Auch die Kutscher müssen sich in acht nehmen. Im Niederlande wird bekanntlich das volle Fuder nicht durch einen Ernte- oder Ladebaum zusammengehalten. Wie leicht kann da eine Garbe heruntergleiten! Wie oft kann bei schiefer Ladung der Wagen auf dem Wege zur Scheune umkippen! Der unglückliche Fahrer zeigt dann ein verdutztes Gesicht. Für jede verlorene Garbe hat er nämlich beim Erntefest ein Glas und für jedes umgeworfene Fuder eine Runde Bier zu zahlen.

4. Der Banselhahn

Ja, es fehlt während der schweren Erntearbeit nicht an allerlei Kurzweil. Vor allem dienen die „Stadtleute“ dem Gesinde als Zielscheibe des Spottes. Es ist ja bekannt, daß bei Schlachtfesten so mancher Fremde fortgeschickt wird, um das „Wurstmaß“ zu holen, daß er ferner beim Töten eines Borstentieres das Schwänzchen halten muß. Schaut nun ein Feriengast vom Scheunentor aus den Männern und Frauen beim Abladen des Getreides zu so ertönt gewiß nach einiger Zeit von oben der Ruf: „He, Sie, gehen Sie doch schnell mal ’nüber zum Herrn; wir brauchen jetzt den Banselhahn!“ - „Was?“ - „Den Banselhahn!“ - Eiligst macht sich der Ahnungslose auf den Weg zum Wohnhause, muß dort aber erkennen, daß er gefoppt worden ist, und - läßt sich nicht wieder in der Scheune sehen. In der Borna-Altenburger Gegend begegnet uns neben dem „Banselhahn“ auch der „Banselhalm“.

5. Den halben Abend mit Einbinden

Noch einen anderen Scherz können wir bei der Ernte beobachten. Wird die letzte Garbe mit dem Strohseil zusammengebunden, so hört man die Rufe: „Binde den halben Abend mit hinein!“ oder „Binde ’den Vesper mit hinein!“ Wer das Tun und Treiben der bäuerlichen Landbevölkerung nicht kennt, weiß mit diesen Worten nichts anzufangen. Und doch verbirgt sich ein Sinn dahinter. Wenn nämlich die Ernte vorüber ist, so wird bei den Bauern das Mittagmahl später eingenommen und beim Eintritt der Dunkelheit Feierabend gemacht. So kommt es, daß die Arbeitszeit

am Nachmittag kurz ist und daher das Vespere wegfällt. Die Erinnerung an die üppige Erntezeit, da man bei Schwarzbrot, Wurst und Bier auf dem Felde eine bekömmliche Nachmittagsrast hielt, entlockt den Arbeitern die angeführten Reden.

6. Der vergessene Ernteschmaus

Noch vor 50 Jahren wurde in den meisten Orten mit einem Rittergute der Ernteschmaus gefeiert, der den Abend des letzten Erntetages ausfüllte. Alte Leute erzählen heute noch gern von diesem echten Volksfeste. Die Rittergüter beschäftigten damals in der Ernte viele Leute; es gab ja die modernen Maschinen noch nicht. War nun das letzte Fuder Getreide glücklich eingebracht, so versammelten sich alle Arbeiter und Arbeiterinnen im Sonntagsstaat vorm Gute und zogen mit Musik hinein in den „Hof“. Dort brachte man dem Gutsherrn oder dem Pächter oder beiden ein Ständchen, und der Vogt oder ein redegewandter Arbeiter hielt eine Ansprache. Der Hofherr dankte für die treue Mitarbeit und führte sine Leute in die Scheune, wo reichgedeckte Tafeln ihrer harrten. Das schönste Vergnügen brachte aber immer der Tanz. Im Hofe und auch in der Scheunentenne waren trockene Fichtennadeln ausgestreut worden, damit die derben Schuhe besser „rutschten“. Der Gutsherr tanzte nach der Sitte mit allen seinen Arbeiterinnen. Man vergnügte sich bis zum Morgen und ging dann wohl mancher mit schwerem Kopfe, hinaus auf die Wiese zur Grummetmad.

Der Ernteschmaus lebt nur noch in der Erinnerung der alten Leute fort; und die übrigen schönen Erntebräuche werden auch über kurz oder lang vergessen sein. Sie haben sich heute meist nur noch dort erhalten, wo der Bauer mit seiner Familie allein die Scholle bestellt oder nur ortsansässige Tagelöhner beschäftigt. Bei fremden Arbeitskräften läßt er die alten Sitten fallen, um nicht als abergläubisch oder rückständig zu erscheinen.

Von bauerlichen Sitten und Gebräuchen im Jahreslaufe

1. Silvesterabend

Elli, die Magd, saß in der geräumigen Bauernstube und schälte vorsichtig einen Apfel. Nun legte sie ihn weg und hielt die Schale stolz in die Höhe.

„Siehste, Alfred, bei der Bliete hab' ich angefangt un beim Stiele uffgehiert un hab' nich emal neigeschnitten.“ „Nu klar“, meinte Alfred der zehnjährige Bauernsohn, der neben ihr auf dem Stuhle kniete. „Wennste nei schnittst, gält's oo nischt!“

Jetzt warf die Magd die Schale über sich weg in die Stube hinein. Alfred sprang hin. „Was soll denn das nu sei? Ach, e Ka, e Ka! Du heiratst Ka - Ka -, auch Kurte. Ach, Straßburgersch Kurte, mit den de zur Kärmse eja getanzt hast. Soll ich's 'n sahn, wenn 'e morjen kimmt?“

„Nischt saht'n! Dadrin hat sich su e kleener Borbs gar nicht zu bekimmern.“

„Ich bin kee Borbs, du!“ Er stellte sich kampfbereit vor sie hin. Sie wollte ihn fassen, und schon hatte sie einige Kratzer auf ihrem Arme. Da erwischte sie ihn an der Hand, die sie festhielt. „Na warte, itze wärn mir dir mal die lang Fängernägel verschneidn, wenn du su kratzt.“

„Elli“, schrillte da die scharfe Stimme der Bäuerin durch den Raum, „legg ma glei de Schäre hen! Itze wern keene Nägel abgeschnitten. Der Junge soll wu ene biese Hand krein?“ Sie kam hin zu den beiden. „Itze in 12 Nächten wern keene Nägel verschnitten. Un keene Haare oo nich, sunst kreiste en biesen Kupp. Un Hemden un Bezzzeig derf mer oo nich waschen itze, sunst werd die ganze Familie krank. Das mußte doch nu balde wissen!“ „Aber der Junge brauch een oo nich eja zu ärgern. Gestern hatt' ich mir ene kleene Dose Salz geborgt bei Steenmetzens, daß mir's ganze Jahr Glück in Hause ham, un der hat's gegessen.“ - „Was soll denn das sei, Junge!“ schalt die Mutter. - „Nu, Mutter, ich dachte erscht, 's wär Zucker. Das schmeckte aber so solzg. Aber nu hatt'ch emal angefangt, un da hab' ich das bißchen Zeig uffgefuttert.“

Als die Mutter eine böse Miene machte, fragte der Schlauberger schnell: „Du Mutter, gibt's heite widder mal Häringssalat, weeste, sulchn fein mit Äppeln?“ - „Häringssalat gibt's 'n Heiligahmd. Heite is Syslvester. Da gibt's Neinerlee.“ - „O, Neinerlee! Da könn mir ja spachteln!“ - „Un naherd gib's Reis und Linsen.“ - „Na, weeste, Mutter, da bin ich satt.“ - „Nee, das muß uffn Tisch heite; erscht Neinerlee, nacherd Reis und Linsen. Sunst ham mir kee Geld.Æs ganze Jahr. Un morjn vormittag gibt's Hirschemus, daß mir reich wern. Un zu Mittje werd su väl gekucht, daß es

nicht alle werd. Da ham mir ooch nacherd's ganze Jahr zu essen. So, nu weefst 'es. Jetzt ruffte 'n Vater rei zum Essen.“

Nun wurde aufgetragen, Neunerlei im ganzen, und die Familie setzte sich um den Tisch. „Na, Elli“, rief der Bauer lachend der Magd zu, „haste denn heite widder vun Rooche getreemt?“ - „Nee, hinte nich, dadervon treem ich lieber nich widder.“ - „Is ja dummes Zeig alles“, meinte der Bauer. Die Magd hatte nämlich gehört, daß es Unglück bedeute, wenn man in den zwölf Nächsten von Rauch und Qualm träume. Viel angenehmer wäre es ihr gewesen, wenn ihr ein helles Feuer im Traum erschienen wäre; denn das verkündete ja Glück. So erzählten sie im Dorfe.

Alfred wollte nun wissen, wann die zwölf Nächte vorüber wären. „Hohneujahr is Schluß“, erklärte ihm der Vater. „Hohneujahr? Ach, wo der Christboom immer abgeleert werd“, jubelte Alfred.

„Na, dies Jahr haste ja schon alles rongergenascht, da is nich mehr äl abzuleern“, neckte ihn die Magd. „Nu nee, ganz ohm häng noch de Schukeladenringeln. Die kreit mer bloß, wenn ma der Boom infällt. Aber paar Zweige heb ich mir dies Jahr uff, wart nar!“ „Was willst'n dadermit anfang?“ höhnte die Magd. „Du wärscht's schun merken, wenn se dir zur Fitschegriene uffn Ärmeln rimkrabbln.“ „Alfred“, warf die Mutter ein, „dies Jahr giehste zu Fastnachten nich widder mit uff de Fitschgriene. Du kannst nu nich meh bei de Leite giehnd un Brezeln betteln. Da biste nu ze gruß derzu.“ - „Mutter“, antwortete der Junge, „unser Lehrer hat aber gesaht, 's wär fein, daß wir noch Fitschgriene feiern. Das heeßtnämlich eejentlich frische Grüne, un das ham die alten Germanen schon gefeiert.“ - „Ach, da ham die wo ooh schon en Bängfadden imgehängt un ham gebettelte Brezeln druffgefädelt?“ neckte die Mutter.

„Nee, meine Mutter, so fein warsch naddierlich bei den noch nich.“ Und er erklärte der Mutter, daß sich gegen Ende des Winters schon die Germanen lustig verkleidet haben, wie es zu unserer Zeit im Februar zu den Maskenbällen noch Sitte ist. Denn die alten Deutschen haßten den Winter mit seinen langen Nächten und freuten sich, daß die Sonne wiederkehrte. Deshalb feierten sie die Zeit mit allerlei Tollheiten und schlugen sich zum Scherz mit grünen Ruten. Auch dieser Brauch hat sich bis in unsere Zeit herübergerettet. „Überhaupt“, schloß er, „was ihr so von Hohneujahr gloobt un von Silvester uns so, das is merschtens noch von alten Germanen, hat unser Lehrer gesaht.“

2. Osterwasser

Elli scheuerte den Hausflur. Alfred lehnte an der Haustür, aß von seiner Honigsemmel und knackte ab und zu kleine Stückchen von einem Schokoladenei ab. Dabei betrachtete er die scheuernde Magd, wie sie auf Händen und Knien lag, sich vorreckte und zurückkroch und sich manchmal aufrichtete wie ein Osterhase, der Männchen macht. Dann freute er sich, wie der Lappen all die schmutzige Tunke aufleckte, daß die roten Steine auf einmal warm und freundlich dem Ostersonntage

entgegenlachten. Da kam Frau Schmidt, die Nachbarin, aus der Küche. Sie hatte Milch geholt. Vor Alfred blieb sie stehen und deutete lächelnd auf sein Schokoladenei.

„Ich gloobe gar, bei eich war’s Osterhäschen.“ „Da gibt’s keens“, entgegnete Alfred. „Die Eier versteckt unse Mutter.“ „Aber das is doch bloß was für die kleen Kinder.“ „Nee, die grußen Leite essen oo gerne Schukelade. Un daß de Eier versteckt wern, das is ene ganz alte Sitte. Das ham de alten German schun gemacht.“

„Ach!“ sagte Frau Schmidt. Und dann wies sie auf die Hoigsemmel. „Ihr ekßt ja’s Honigbrotchen schunte vormittje. Das därfste doch erscht zum Vesper essen.“ „Nee, nee“, wandt Elli ein, „de Frau saht, immer’n Griendunerschtag frieh muß mer eens verzehrn. Das heelt, und das reenigt’s Blut.“

„Na, ich gloobe, Osterwasser heelt da besser. Da kannste tutstärmskrank sei. Wenn de da Tee dermit kuchst, der heelt alles.“

„Nu ähm, he“, stimmte die Magd zu und drehte langsam den Scheuerhaden auf. „Da hab’ch schun allerhand gehiert. Wie is’n das nur, wenn muß mer’n das huhn?“ Frau Schmidt berichtete gern. Mitten in der Osternacht muß man es schöpfen, in der Geisterstunde, zwischen 12 und 1 Uhr, wenn die Glocken läuten. Und stumm muß man sein unterwegs wie ein Fisch. Kein kleines Wörtchen darf über die Lippen kommen. Dann hält sich das Wasser das ganze Jahr hindurch und hat eine wunderbare Heilkraft. Ob du dich dann leicht in die haut ritztest, oder ob dich dicke Eiterbeulen quälen, es ist ganz gleich. Du wäschst oder begießt die Wunde mit Osterwasser, und sie heilt sofort. Frau Schmidt warnte Elly von neuem, sich nicht erschrecken zu lassen, wenn sie Osterwasser hole; denn es sei schlecht wie gewöhnliches Brunnenwasser, wenn sie nur ein Wort verliere.

Alfred und Elly hatten gespannt zugehört. Der Juge fragte noch einmal, wann man gehen müsse. „Zwischen 12 und 1 Uhr in der Nacht.“ Da blinzelte ihn die Magd mißtrauisch an, und beide dachten sich was.

Frau Schmidt aber verabschiedete sich. Sie wollte schnell noch Rapünzchen holen. Denn die durften heute beim Mittagsmahl nicht fehlen. Gibt es doch an jedem Gründonnerstag Kartoffelsalat, Ostereier und Rapünzchen.

Nun stand das Osterfest dicht bevor. Die Osterglocken riefen ihm durch die Mitternacht ihren Willkommensgruß entgegen. Alfred erwachte, besann sich ein Weilchen und schlüpfte dann schnell in die Kleider. Als er sich leise zur Tür hinausschleichen wollte, fand er sie verschlossen.

Verflixt noch mal! Wer hatte ihm diesen Streich gespielt! Aber es gab ja noch einen anderen Weg hinunter in den Hof. Geschwind kletterte er zum Fenster hinaus und stieg vorsichtig am Weinspalier hinab. Er erschrak, Schritte nahten. Das Tor knarrte. Da warf er sich schnell quer vor die Haustür, denn schon kehrte die Magd zurück mit ihrem Osterwasser. Sie fühlte sich sicher vor Überraschungen. Den Knaben hatte sie ja eingesperrt. Plötzlich stieß sie an etwas Weiches. Da lag ein Mensch! Sie war starr vor Schreck. Sie wollte schreien. Die Töne blieben ihr jedoch in der Kehle stecken.

Der Krug entglitt ihrer Hand. Er fiel auf Alfreds Hinterseite, und das schöne Osterwasser floß ihm über Hosen, Strümpfe und Schuhe.

Weil aber keins von beiden ein Wort gesprochen hatte, behielt das Osterwasser seine Heilkraft. Nie mehr fand nun die Mutter einen Dreiangel in Alfreds Hose, er mochte klettern, so hoch er wollte. Nie gab es Löcher in seinen Strümpfen, er mochte auf den Knien kriechen, soviel er Lust hatte. Und niemals waren die Fußspitzen seiner Schuhe durchgestoßen, und wenn er mit den schärfsten Steinen Fußball gespielt hatte. Alles war schon im voraus geheilt durch das Osterwasser, womit ihn die Magd in der Osternacht begossen hatte. Wer das nicht glaubt, bezahlt einen Taler.

3. Gewitter

Krach, krach bum!

Elli und Alfred sahen erschreckt von ihrer Arbeit auf, als so unvermutet der Donner über das Dorf rollte. Elli nahm geschwind Schere und Taschenmesser aus dem Fensterstock, und die beiden rückten mit ihren Blumen und Blättern und ihren halbfertigen Kränzen vom Fenster weg.

Krach, bum!

Wieder ein Schlag, lauter, dröhnender als der erste. „Ich dachte mir’sch beinah, daß heite noch was käm“, sagte Alfred. „Das sag schun vurdns darnach aus, als ich das Eechenloob hier forn Johanniskranz hulte. Ho, der werd ja gruß dies Jahr! Den muß der Vater nacherd noch äwer de Haustär hängn.“ „Sin de Kränze uffn Guttsacker?“, fragte die Magd. „Ja, ich war nach ’m esper hängne. Du, de Leite hattn de Gräber alle fein gemacht!“ „Nuja, wenn morjn Johannistag is. Awer eine Dunkelheet werd itze! Dort, wie das widder blitzt. Es werd doch nich irne eischlahn in Dorfe.“ Alfred verstand schon nicht mehr, was sie sagte. Denn der harte Donner übertönte ihre Worte. Das Gewitter mußte ganz nahe sein. Die Mutter kam ängstlich herbeigeeilt. Elli solle sofort Feuer im Ofen anzünden, damit das Unwetter ihr Haus verschone. Nun folgte Blitz auf Blitz und Donnerschlag auf Donnerschlag. Es war ein Knattern und Dröhnen, als sollte die Welt untergehn.

„Guckt nar, wie de Frau Stretzeln ’n Feldweg reirent!“ rief Alfred und lachte laut auf. „Ach Junge, lach nich itze!“ bat ihn die Mutter. Auf einmal war die Stube voll grellen Feuers. Die Frauen schrien laut auf. Dann ein ungeheures Krachen, ein Knacken, Fauchen und Poltern - und dann Stille.

Die hohe Pappel vor dem Hause war vom Blitzstrahl getroffen worden. Die Äste hingen ihr wie Fetzen am Leibe. Zu ihren Füßen lag bewegungslos Frau Stretzel.

Die Leute in der Stube bemerkten noch, halbgelähmt vor Schreck, wie der Vater die Frau aufhob und ins Haus trug. Als sie dann bestürzt am Lager der Bewegungslosen standen, sahen sie, wie sie die Augen aufschlug. Da wich die Beklemmung von allen. Die Bäuerin dachte daran, was der Volksglaube sagt: Wenn

ein Mensch vom Blitzstrahl betäubt wird, erreicht er ein hohes Alter. Das teilte sie der unglücklichen Frau tröstend mit.

Am Abend aber holte sie einen langen Splitter des zerschmetterten Baumes herein und steckte ihn unter einen Dachsparren. Dann stieg sie beruhigt die Bodentreppe wieder hinab. Jetzt war ihr Haus vor Blitzschlag gesichert!

Die Friesensche Gartendirektion in Rötha

Rötha liegt in keinem romantischen Tale, zeigt auf keine von Burgen gekrönten Berge; und keine Schloßruine, die von vergangenen Zeiten erzählt. Und doch kommen zahlreiche Fremde nach Rötha, vor allem im Frühjahr, wenn alles grünt und blüht. Zwei Anziehungspunkte hat unser Städtchen: die vielen Gärten und die Obstweinschenke. Im Frühjahr lockt der Blütenschnee vieler tausend Bäume, im Sommer der Duft süßer Beeren, im Herbst die Ernte goldener und rotbäckiger Früchte. Seinen Ruf als Gartenstadt hat Rötha noch nicht lange, und es verdankt seine Berühmtheit dem Schloßherrn auf Rötha, dem Freiherrn von Friesen. Er war in den Feldzügen von 1866 und 1870/71 in Böhmen und in Frankreich gewesen und hatte dort den hohen Stand des Obstbaues kennen gelernt. 1871 in die Heimat zurückgekehrt, legte er auf seinen Besitzungen nach und nach Obstplantagen an, die durch fortgesetzte Anpflanzungen ihre heutige Ausdehnung erhielten. In den Plantagen stehen mehr als 12000 Apfelbäume, 4800 Birnbäume, 3800 Kirschbäume, 500 Pflaumenbäume, 1500 Pfirsiche und Aprikosen, 42000 Johannis-, 12000 Stachel- und 18000 Himbeersträucher. Fast 20 Hektar weisen Erdbeerkulturen auf.

Es war anfangs sehr schwer, junge Bäume zur Pflanzung zu erhalten. Da legte Herr von Friesen eine Obstbaumschule an, die heute 3 Hektar umfaßt.

1875 gründete er eine Gärtnerlehranstalt, die aber 1888 wieder einging. Neben dieser Schule richtete er Lehrgänge für Straßenwärter und Straßenmeister, sogar für Lehrer ein, damit die Kenntnis des Obstbaues in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet würde. Viele hundert Männer haben hier ihre Ausbildung im Obstbau erhalten.

1882 fügte Herr von Friesen seinem Unternehmen einen Obstverwertungsbetrieb hinzu, wo das Obst zu Obstwein und Fruchtsäften verarbeitet wird. Diese Getränke sind weltbekannt. Gern genießt sie der Besucher Röthas in der Obstweinschenke. Die Weinkelterei wurde 1912 durch Errichtung einer Obst- und Gemüsekonservenfabrik erweitert.

1906 verpachtete der Besitzer die gärtnerischen und Obstverwertungsanlagen an eine von ihm gegründete Gesellschaft, die das Unternehmen unter der Firma „Freiherrlich von Friesensche Gartendirektion G.m.b.H.“ weiterführt.

Das Unternehmen beschäftigt ständig 180 Beamte und Arbeiter. Wenn aber die Zeit der Ernte kommt, finden sich oft nicht genug Hände, um den reichen Segen zu bergen. Aus den Gärten schallt lustiger Kindersang und fröhliches Gelächter fleißiger

Beerenpflücker, und am Feierabend verrät die Farbe der Kindermäulchen die Beteiligung an der Ernte.

Die Saatgutzüchterei in Trautzschen

Wenn Pegauer Kinder auf ihren Wanderungen nach den südlich der Stadt gelegenen „Oberdörfnern“ gehen, dann fallen ihnen gewiß die am Wege gelegenen Felder auf. Diese sind eingeteilt in kleine Stücke, die man fast als Gartenbeete bezeichnen könnte. Die einzelnen Stücke sind mit Holztafeln versehen, worauf Buchstaben und Zahlen stehen. Was hat das zu bedeuten, und warum sind die Flächen nicht so groß wie anderswo? Es sind die Felder der Saatgutzüchterei Trautzschen.

Wenn der Landwirt sein Getreide gedroschen hat, verkauft er es an den Müller. Einen Teil der Körner aber behält er zurück zur Aussaat für das nächste Jahr. Mit dem Samen freilich muß er wechseln, sonst würde er auf seinen Feldern nicht mehr so viel Getreide ernten wie vorher. Deshalb muß er von Zeit zu Zeit neues „Saatgut“ kaufen. An dieses Saatgut werden hohe Ansprüche gestellt. Es soll reiche Ernte bringen und, wenn es sich um Herbstsaat handelt, auch gut überwintern. Endlich möchten die Halme bis zur Ernte schön aufrecht stehen bleiben und nicht "lagern". Daneben legt der Landmann noch Wert auf Form und Farbe der Körner, auf die Größe der Ähren und auf die Höhe des Halmes. Solche ertragreiche, winterfeste und lagersichere Getreidearbeiten heranzuziehen, ist das Bestreben der Saatgutzüchterei in Trautzschen. Wir lassen uns erzählen, wie das vor sich geht.

Der Leiter des Unternehmens findet auf dem Felde z. B. eine Roggenpflanze mit auffallend kurzen Halmen. Er freut sich; denn eine kurzhalmmige Roggenart wird vom Landwirt gewünscht, weil sich kurzhalmmiger Roggen besser als jeder andere mit der Maschine schneiden läßt. Diese kurzhalmmige Pflanze wird, sobald sie reif ist, sorgfältig aus dem Boden genommen. Die Körner werden im nächsten Jahre einzeln mit der Hand in einem Abstand von etwa 10:15 cm in das Versuchsbeet gesteckt. Über jede Pflanze wird genau Buch geführt. Das ganze Jahr hindurch werden in dieses Buch Einträge über das Wachstum der Pflanzen gemacht. Zur Erntezeit wird das Beet nicht gemäht, die Pflanzen werden vielmehr mit der Wurzel herausgezogen. Nun werden sie untersucht.

Es wird zuerst die Länge der Halme gemessen. Da eine kurzarmige Roggenart gezüchtet werden soll, müssen alle Halme besonders kurz sein. Dann wird gezählt: Wieviel Halme hat eine Pflanze? Wieviel Körner sind in einer Ähre? Wieviel in der ganzen Pflanze? Welche Form, welche Farbe, welches Gewicht haben die Körner? Sind alle diese Fragen zur Zufriedenheit des Züchters beantwortet, so werden die Körner sortiert und in 3 Gruppen eingeteilt. Die besten Körner kommen nach Klasse 1, die weniger guten nach Klasse 2 und die schlechten nach Klasse 3. Die Körner der dritten Klasse werden nicht weiter verwendet. Die besten Körner der zweiten Klasse

müssen eine Leistungsprüfung bestehen. Sie werden an drei verschiedenen Orten ausgesät. Wenn man alle an demselben Orte in die Erde bringen würde, könnte es sein, daß der Boden, die Düngung und das Klima der Pflanze besonders zusagten und den Züchter über das Ergebnis täuschen.

Bei drei verschiedenen Orten ist ein Irrtum fast ausgeschlossen. Man findet nun am Ende der Wachstumsperiode einen Durchschnitt, der annehmbar von der Pflanze überall erreicht wird. Auch über die Pflanzen, die die Leistungsprüfung bestehen müssen, wird selbstverständlich Buch geführt. Alles Bemerkenswerte wird aufgeschrieben und mit dem verglichen, was man erreichen wollte. Alle Pflanzen müssen in unserm Falle also kurzhalbig sein. Auch in allen anderen Punkten (Lagersicherheit, Winterfestigkeit und Ertrag) müssen die Prüflinge bestehen. Wenn das nun bei allen Pflanzen der zweiten Klasse der Fall ist, dann darf man annehmen, daß es erst recht bei denen der ersten Klasse so sein wird. Von der Ernte von Klasse 1 wird wieder ausgesät und das Ergebnis als Saatgut abgesetzt.

Wir sehen, daß das Heranzüchten eines wertvollen Saatgutes mit Arbeit und Mühe verbunden ist und lange dauert. Ganz ähnlich wie beim Getreide ist es bei der Zucht von Rübensaatgut. Da die Rübe erst im zweiten Jahre Samen bringt, ist hier die Zeit von der ersten Aussaat bis zur Gewinnung eines befriedigenden Ergebnisses noch länger als beim Getreide. Es ist der Firma Trautzschener Saatgutzüchterei oder, wie sie sich auch nennt der Pflanzenzuchtstätte Kirsche-Pfiffelbach, gelungen, auf dem Gebiete der Rübensamenzucht hervorragendes zu leisten. In ganz Europa steht sie in dieser Hinsicht an erster Stelle.

Die Sahliser Schweinezucht

Jedes Bauerngut, selbst das kleinste, muß heute hohe Erträge in Feld und Stall bringen, wenn es bestehen will. Dazu bedarf es außer vorzüglichem Saatgute auch hochgezüchteten Viehes, d. h. solchen Viehes, das durch sorgfältige Auswahl und Zucht alle Eigenschaften in sich birgt, die hohe Erträge versprechen. Eine solche Arbeit, die oft Verluste mit sich bringt, können kleinere Güter nicht leisten. Darum haben mehrere Rittergüter die Mühe übernommen, der bäuerlichen Bevölkerung gute Zuchttiere zu liefern. Bei der Vielseitigkeit der Landwirtschaft kann aber ein einzelner Züchter nur einen einzigen Zweig der Hochzucht betreiben, wenn er Hervorragendes leisten und der Allgemeinheit dienen will.

Das Sahliser Rittergut betreibt seit 70 Jahren als besonderes Gebiet die Schweinezucht.

Wenn die Bauern immer wieder nur die Ferkel aus dem eigenen Stall aufzögen, so würden die Tiere sehr schnell entarten, also ihre guten Eigenschaften verlieren und nur geringen Ertrag geben. Darum müssen in jedem Stall von Zeit zu Zeit zur Blutauffrischung fremde Zuchttiere eingeführt werden, damit sich deren gute Eigenschaften vererben.

Es ist das Verdienst des Herrn Dr. Crusius auf Rittergut Sahlis, aus England eine besonders frohwüchsige und frühreife Schweinerasse (Berkshire) eingeführt und gezüchtet und damit die guten Eigenschaften des sächsischen Landschweines vermehrt zu haben.

Ein Gang durch die Zuchtstätten von Sahlis ist ein Vergnügen. In sauberen, luftigen und bequemen Ställen liegen hier 50-60 Muttersauen und 200-300 Läufer- und Mastschweine. Die riesigen Zuchteber und Muttersauen sind in Einzelställen untergebracht, während die Jungtiere in Buchten zu je 10 Stück behaglich im reinlichen Stroh liegen und der Ruhe pflegen. Aus den Ställen der Muttersauen aber klingt das Schmatzen der saugenden Ferkel. Je näher die Futterzeit kommt, desto lauter wird das Quieten und Grunzen; sobald jedoch die Wärterinnen das Futter verteilt haben, hört man nur noch gieriges Schlürfen und wohlgefälliges Glucksen. Bald liegt der ganze Stall in tiefem Verdauungsschlaf.

Vor den Ställen sind in den Obstanlagen des Rittergutes künstliche Sümpfe, Suhle, angelegt, um den jungen Zuchttieren genügend Auslauf und Gelegenheit zu einem Schlammbad zu geben. Mit Behaben wälzen sie sich hier, wühlen nach Herzenslust und reiben sich an der rauhen Mauer. Träge liegen sie dann ausgestreckt und nehmen ein Sonnenbad. Nur zur Futterzeit und des Nachts suchen sie den nahmen

Stall auf. Jedes Schwein trägt in seinem Ohr eine Nummer, die mit einer Zange eingekerbt worden ist.

8-10 Wochen bleiben die Ferkel bei dem Muttertiere. Nach je 28 Tagen werden sie gewogen, um ihre Entwicklung genau zu überwachen. Tiere, die nicht genügend zunehmen, oder deren Bau nicht einwandfrei ist, werden von der Nachzucht ausgeschlossen, gemästet und als Schlachttiere verkauft. Die Zuchttiere mit ihren Nummern erhalten einen Eintrag ins Herdbuch. Dieses Buch gibt genaue Auskunft über Abstammung und Wachstum des Tieres; es sagt, wie oft und wie viele Junge es geworfen hat, auch ob es sich zur Zucht eignet. Die fehlerfreien rassereinen Tiere werden von den Landwirten gern zur Nachzucht gekauft, sie haben den Ruf der Sahliser Zucht weit verbreitet.

Vom Dreschen

Konrad besuchte in den Weihnachtsferien seinen Onkel auf dem Lande und kam just zu der Zeit, da mit der Scheunenarbeit begonnen werden sollte: „Na, da kommt ja gleich ein tüchtiger Gehilfe!“

„Was gibt ´s denn zu tun?“ fragte Konrad.

„Flegeldreschen“, lautete die Antwort.

„So - ihr habt doch eine Dreschmaschine! Weshalb drescht Ihr nicht mit der?“

„Wir wollen das Seilstroh dreschen, das Stroh, aus denen die Seile für die nächste Haferernte gemacht werden. Dazu ist das Maschinenstroh nicht zu gebrauchen.“

Konrad ging das letzte Jahr in die Schule und war ein großer, starker Junge, der es sich schon zumuten konnte, den Dreschflegel zuschwingen. Also ging er mit dem Onkel und dessen Sohne, seinem Vetter, der schon aus der Schule war, auf die Tenne, wo bereits an die 20 Garben ausgebreitet lagen, die Ähren nach innen, die "Sturzeln" nach außen, die Seilknoten nach oben und die Knebelknoten nach unten.

Und nun nahmen sie die Flegel zur Hand. Konrads ungeübten Händen erschien das Werkzeug ein wenig schwer, ließ sich aber nichts merken.

Ehe sie begannen, erklärte ihm der Onkel erst die Teile des Dreschflegels: die Handrute aus Eschenholz, die Handrutenkappe, das Mittelband, die Knöppelkappe und den Knöppel. Und er fügte hinzu: „Sei froh, mein Junge, daß wir in Sachsen wohnen; denn unsere Knöppel sind nur 70-80 cm lang, die altenburgischen dagegen 90-100 cm und daher schwerer. Und nun gleich noch einige Regeln:

1. Hübsch im Takte bleiben!
 2. Mit der ganzen Länge des Knöppels aufschlagen, nicht bloß mit der Spitze!
 3. Die Handrute locker halten, damit du den Knöppel nicht abdrechst!
 4. Nicht "melken", d. h. nicht mit der einen Hand an der Handrute rauf und runter fahren!
 5. Den Flegel so hoch schwingen, daß die untere Hand die Nasenspitze berührt!
- So, nun wollen wir einmal probieren!“

Im Anfange klappte es noch nicht ganz; erst nach einer Weile kam Konrad ins Geschick. Um im Takte zu bleiben zählten Onkel und Vetter:

„1 - 2 - 3 - 1 - 2 - 3 - 1 - 2 - 3“

Auf diese Weise ging die Arbeit ganz gut von statten und bald waren sie einmal herum, daß sie die Garben wenden konnten und der Knebelknoten nach oben zu liegen kam. Bei dieser Arbeit, die den Muskeln Konrads gut tat, weil sie sich dabei

ausruhen konnten, erzählte der Onkel, daß man früher, als man noch keine Dreschmaschinen kannte, noch andere Taktprüche gewußt habe:

„Korn - Brot - Schrot (in Hagenest),
Koch - Kaf - fee (in Hagenest),
Geld - Brot - Stroh (in Hagenest),
Hans - schlag - zu (in Hagenest),
Ich - bin - da (in der Rochlitzer Gegend),
Supp' - un - Brei, But - ter - nei (in der Rochlitzer Gegend),
Koch - Birn - papp (Gegend von Löbau),
Koch - Fleesch - zu (in Schlesien).

Auch für 2-, 4-, 5- und 6-Schlag hatte man Sprüche:

Ach Gutt! Ach Gutt!

Kumm doch! Kumm doch! (Rochlitzer Pflege).

Kummt halt! Kummt halt! (Schlesien).

M'r - brau - ch'n - Brut (Hinter der Leina).

Ich - schnei - de - Speck (Hagenest).

Ich - kann - nich - meh (Hagenest).

Gesch - dan - hie - fort (Hagenest).

Chri - stuph - schlag - frisch - druff (Hagenest).

Kummt - rei - m'r - wull'n - all'n (Erzgebirge)."

Nachdem noch einmal herumgedroschen war, band man die Garben auf, klopfte wieder durch, wendete noch einmal und drasch zum vierten Male.

„So, da wäre das erste Stroh fertig“, sagte jetzt der Onkel und legte seinen Flegel zur Seite, um aufzuräumen, das Stroh in fünf Schütten zu binden und die Körner auf die Seite zu fegen.

„Wieviel bringt ihr auf diese Weise in einem Tage fertig?“ fragte Konrad.

„Sechs solche Stroh“, war die Antwort.

Konrad rechnete:

„1 Stroh = 20 Garben;

6 Stroh = 120 Garben = 2 Schock,

20 Garben = 5 Schütten;

120 Garben = 30 Schütten. Wieviel Seile kann man aus 5 Schütten herstellen?“

„Ungefähr 200.“

Und Konrad rechnete wieder:

„5 Schütten = 200 Seile;

30 Schütten = 1200 Seile.“

„Wieviel haben wir Körner ausgedroschen?“

„Das kommt auf die Ernte an, ob das Getreide gut schüttet oder nicht. Heuer haben wir eine mittlere Ernte gehabt, und da werden wir von dem einen Stroh, das wir eben ausgedroschen haben, 1/2 Zentner Körner einsacken können.“

„1 Stroh = 1/2 Zentner Körner, 6 Stroh = 3 Zentner Körner = eine Tagesleistung.“

„Wie lange habt ihr früher gedroschen, als ihr noch keine Maschine hattet?“

„Wir säten immer an 5 Acker Getreide und hatten etwa 30 Tage lang zu dreschen. Der Gewinn betrug ungefähr 90 Zentner Körner.“

„30 Tage, das ist ja 1 Monat. Es hab aber doch auch Rittergüter, die mindestens 50 Acker Getreidefläche abernteten und 300 Tage = ein ganzes Jahr zu dreschen hatten. Da hatten sie doch gar keine Zeit mehr zu anderer Feldarbeit!“

„O doch! Die Rittergüter draschen nicht bloß zu dritt, sondern zu viert, fünft und sechst und draschen auch auf zwei Tennen.“

„Dadurch brauchten sie für 50 Acker Getreide nur etwa 100 Tage = 3 Monate. Große Güter hatten dann immerhin noch zu tun, um fertig zu werden.“

„Sie hatten ihre Drescher, die in den Drescherhäusern wohnten, die hier und da noch stehen (in Audigast, in Großhermsdorf und anderswo), und finden gleich nach der Ernte an. Sie draschen meist um den 12. Scheffel, d. h. der zwölfte Teil der ausgedroschenen Körner war ihr Lohn. Das Flegeldreschen gehörte damals zur Dorfmusik, wie du ja wohl von der Schule her weißt:

Die Drescher in der Scheune dort,
sie schlagen flink in einem fort
den Takt, daß laut es knallt
und weit durchs ganze Dorf hinschallt.

Jetzt wird die Musik, immer seltener. Die Bauern, die mit dem Binder arbeiten, brauchen keine Seile mehr, und auch die nicht, welche mit einem sogenannten Breitdrescher ihr Getreide ausdreschen. Und sonst haben alle, die etwas Feld besitzen, eine Maschine, die mit der Hand, mit dem Göpel oder mit einem Motor in Bewegung gesetzt wird. Ja, manche Bauern lassen eine Dampfdreschmaschine auf ihr Feld kommen und dreschen ihr Getreide gleich auf dem Felde aus.“

„Wie lange habt ihr mit der Maschine zu tun?“

„Die Handdreschmaschine leistet das, was drei Leute in einem Tage mit dem Flegeln ausdreschen, in einer Stunde, die Dreschmaschine mit Motor in 1/4 Stunde, und die Dampf in 10 Minuten.“

"Seit wann gibt es Dreschmaschinen?"

„Die ersten Maschinen wurden in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts gesetzt. Es hat aber schon vorher welche gegeben, schon etwa 100 Jahre früher, aber sie waren nicht praktisch genug. Man hatte die Zeit - hier und da auch noch heute - noch andere Ausdrescharten: man ritt mit den Pferden über die Garben hinweg oder machte eine Kautschel (Schaukel) auf und ließ die Kinder auf den Garben herumtreten.“

Indessen war das zweite Stroh aufgelegt worden, und die Arbeit des Dreschens begann von neuem nach dem Takte 1 - 2 - 3 - 1 - 2 - 3!

Beim Wenden erzählte der Onkel noch etwas von den früheren Scheffeldreschern. Es seien mitunter grobe Gesellen gewesen, so daß der Schimpfname aufkommen konnte: du Flegel. Aber es seien auch spaßige Leute gewesen, die gern anderen Leuten, besonders Fremden, einen Schabernack gespielt hätten.

Kam ein Neuling in den Hof vor die Scheune und guckte neugierig zu, dann baten sie den ganz ernsthaft um einen kleinen Gefallen: Er möchte doch so freundlich sein und beim Kaufmann Flegelschmiere holen. Der Neuling eilte, konnte aber natürlich keine bekommen. Erschien er dann ohne sie wieder vor der Scheune, so wurde er tüchtig ausgelacht.

Ging das Flegeldreschen dem Ende zu, dann hieß es aufpassen; denn hörte der Bauer oder der Großknecht auf, dann durfte nicht nachgeschlagen werden. Er es dennoch tat, verfiel dem Spott der anderen Drescher, mußte sich einen Scheunenhacksch nennen lassen und zur Sühne eine Runde Bier geben.

Der Schluß des Dreschens wurde nach alter Sitte stets festlich begangen. War nun das letzte Stroh abgeräumt worden, so lud der Bauer die Drescher ein zu einer Kanne Schokolade mit Kuchen, Brötchen, Gebäck und dergl. Die Schokolade sollte allen Staub, den man während der Arbeit hatte einatmen müssen, hinunterspülen. Daher hieß dieses Essen die Stoobkanne (Staubkanne).

Konrad war froh, als das zweite Stroh zu Ende gedroschen war und man an dem Tage mit der Drescharbeit aufhörte. Er spürte seine Arme ob der ungewohnten Beschäftigung und freute sich im geheimen, daß der nicht 30 Tage, geschweige denn 100 oder noch mehr Tage hintereinander mit Flegeln zu dreschen brauchte. Jetzt wußte er, wie gut es doch ist, daß der Mensch Maschinen ersonnen hat, die ihm die Arbeit erleichtern helfen!

